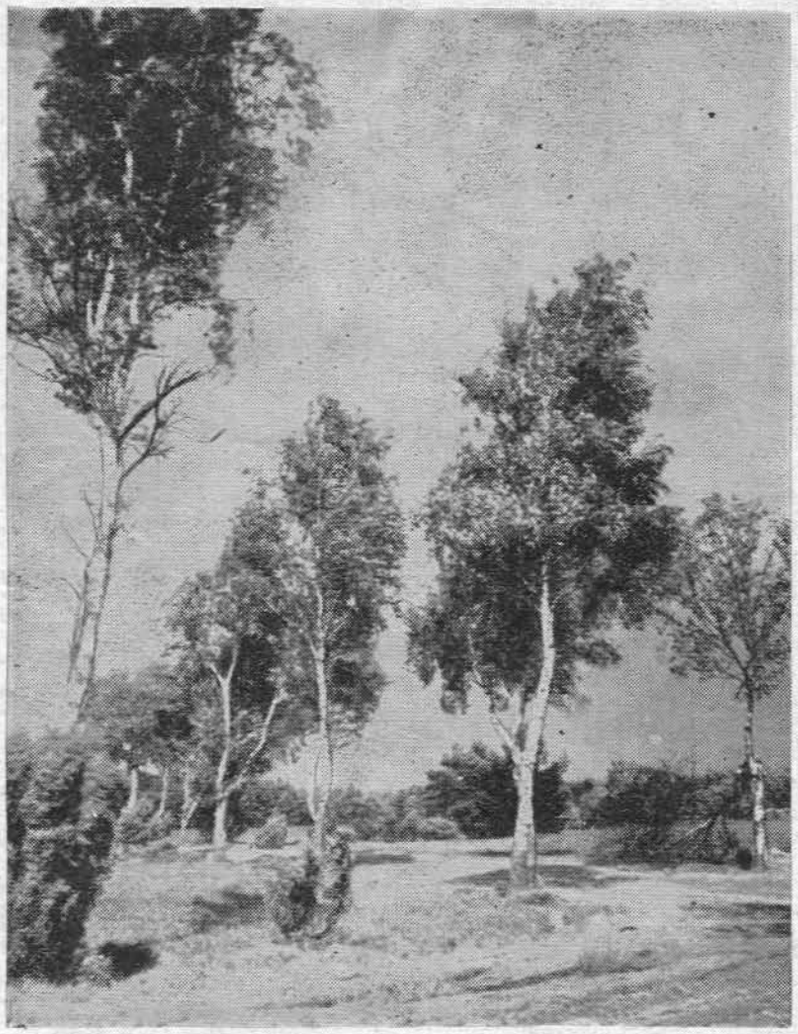
Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 23. — Sonntag (Pfingstfest), den 4. Juni 1933.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Deutsche Pfingsten!



Ein heimlich Feuer ist entbrannt,
Ein himmlisch Licht erglommen,
In Blüten steht das deutsche Land,
Ein Pfingsten ist gekommen.

Das sonnentrunk'ne Auge sieht
Die weißen Birken flammen,
Und heimlich flüstern Schilf und Ried
Im Wellenschlag zusammen.

Den Pfingstengeist vom Himmelszelt
Ahnst du in all dem Blühen,
Bald wird die Welt, die weite Welt
In lauter Rosen glühen.

Wolfram Henning.

Eine erzgebirgische Dorfgeschichte von Max Geißler. (9. Fortsetzung.)

„Ja, das ist das richtige: wie die Waldbäume müßten wir sein im Waldland!" warf der Sepp dazwischen.

„Aber — anstatt Harzhauch und Sonnenschein, atmen wir den Kienruch vom Stück Stockholz, das im Ofen brennt; und anstatt Sonnenlicht, goldenes, segnendes, müssen wir vorliebnehmen mit der Wärme, die trocken aus den Kacheln spinnt."

„Zachenhesselhans bist denn wahrhaftig kindisch geworden über Nacht? Wenn einer kein Stück rodet im Wald, so hat er kein Holz zum Brennen und läßt sich im Winter das Herz zerfrieren ..."

„Jetzt paß auf, Harfenweibl: und wenn einer die Spitzen klöppelt, so zwirnt er sich einen Haufen Geld zusammen und laßt sich's wohl dabei gehen, gelt?"

„Nein, das stimmt auch nicht recht."

„Warum denn nicht?"

„Weil niemand mehr etwas bezahlen mag für die Spitzen."

„Und noch anders ist es: zuerst, daß wir nicht mehr können aufkommen; denn die Maschine macht eine bessere Spitze, eine feinere und eine wohlfeilere. Will einer einmal trotzdem eine Handarbeit, wer verdient das Geld daran? Die Zwischenhändler. Ich weiß eine Geschichte. Die Anni vom Postkutscher in Gottesgab, wirst's eh kennen, Weibl, das Mädl: einen Kragen sollt' sie klöppeln für eine Königin oder eine Herzogin. Sie sitzt, sitzt in die halbe Nacht, sitzt einen Monat und noch einen halben. Sie könnten sie brauchen im Heu, sie könnten sie brauchen in den Schwarzbeeren und in den Schwämmen — alles bringt Geld. Aber sie muß liefern auf den Tag: sie klöppelt. Und nachher? Fünfundzwanzig Kronen, Harfenweibl, zwölfeinhalb Gülden haben sie ihr dafür gezahlt! Sechs Wochen hat sie gesessen. Kommen fünfundzwanzig Kreuzer auf den Tag. Harfenweibl, vernimmst es? Was die Königin hat zahlen müssen oder die Herzogin? Ui je, ein groß Bißl wird's gewesen sein! Das Mädl hätt' davon leicht ein Jahr und länger vergnügt leben mögen auf dem Gebirg. Eh eine solche Arbeit aber zu der Madame kommt, die eine Klöppelspitze trägt, da will auf dem Wege jeder, an dem sie vorüberkommt, hundert Kronen an ihr verdienen. Hinausschreien muß man das, weil's die Steine erbarmen könnte! Hören müssen sie's, hören! Aber eine Aenderung wird nicht, und darum versitzt ihr euer Leben und eure Gesundheit? Und darum werdet ihr im Winter nicht satt und nicht froh, im Winter, wo ihr nicht aufschaut vom Klöppelkissen. Warum seid ihr denn im Sommer satt? In den Wald lauft ihr und sucht euch zum Essen.

Deswegen, Harfenweibl: sie haben der Barbara Uttmann einen Stein gesetzt — in Ehren die Frau! Sie hat eine Wohltat getan, aber sie hat gewirkt in einer anderen Zeit. Die Zeit ist vergangen, die Maschinen sind gekommen mittlerweile und haben zu arbeiten angefangen, aber das Klöppeln ist geblieben. Bleich habt ihr euch gehungert, bleich und krank, und ein ärmlich Geschlecht wächst heran im Sonnen- und Waldsegen des Gebirgs. Daran ist die Heimarbeit schuld. Und warum klöppelt ihr? Weil eure Großmütter auch geklöppelt haben! Das Denken vergeßt ihr hinter dem Klöppelsack, und das Wollen verlernt ihr. Eine Arbeit im Wald und auf dem Feld ist Euch eine „Plakkerei und Schinderei", weil ihr eure Kräfte habt versessen am Klöppelsack. Anstatt ein Mark in den Arm, einen Mut in das Herz, eine Freude und einen Glanz in die Augen zu kriegen, habt ihr einen Harm im Herzen und einen Gram auf der Stirn.

Leute, Harfenweibl, seid ihr denn blind und taub alle miteinander? Die Geschichte vom Kragen der Königin — weckt sie euch nicht auf?

Deswegen: in den Ofen braucht ihr die Kissen nicht zu schieben: Schwache und Elende sind, die nicht anders ihre Kreuzer verdienen können; die laßt klöppeln in Gottes Namen. Oder, weils ein Heimatrecht hat im Waldland: auf eine freie Stunde oder wenn der Winter einen Schnee wirft bis an den Fensterstein, nachher ist immer noch Zeit dazu. Und was ihr braucht für eure Schürzen und Betten und Kleider, das macht euch. Die Frauen im Land sticken oder nähen auch oder treiben sonst etwas: ihr daheroben klöppelt.

Das ganze Volk hat der Klöppelsack siech gemacht im Gebirg. Aber wir müssen wieder gesund werden, wir im Waldland! So weit ist's gekommen, daß die Männer beim trüben Schein der Lampe sitzen des Abends, die Männer, Harfenweibl, die ein borstig Gras auf ihren Wiesen und Halden wachsen lassen, die Männer, nach denen der Wald und die Weide rufen, die sitzen und nähen Gorl (Posamenten)!

Nicht die Kranken, nicht die Schwachen, nein: die Jungen. Warum? Weil sie Mütter hatten, die am Klöppelsack verkommen sind, weil sie selber als Knaben zu dieser Heimarbeit gezwungen worden sind und — nun fang ich das Lied von vorn zu singen an: Ein Krankenhaus wird das Waldland dabei! Und wir Hintersassen im Wald sollten doch der Quell sein, aus dem eine frische Volkskraft herausspringt ins Land. Omei, omei! —

Keine Kinder hat sie mir geschenkt, die Mali selig, denen ich das mit auf den Weg geben könnte. Jetzt: daß nur der Hans-Tonl da ist — so hat der Hans aus dem Zechenhaus doch auch seine Hoffnung; denn die eure ist nicht die seine. Euer Hoffen ist seine Furcht. Aber zweimal zwei ist nicht schwerer zum rechnen, als die Einsicht, daß euer Hoffen eine Narrheit ist. Und wenn der Herrgott das Waldland noch ein wenig lieb hat, so wird er sorgen, daß eure Hoffnung sich nie erfüllt; so wird er euch zwingen, wieder einen Willen zu haben. O, wenn der so stark wäre, wie eure Herzensgüte und Treue! Leute, dann wär't ihr Kerle!"

Während der Zachenhesselhans sich mit dieser langen Rede Feuer in die Augen geredet hatte und während er mit großen Schritten durch die Stube wanderte und die Pfeife in der Hand schwang, wie ein Musikdirektor seinen Taktstock, da hatte sich die Tür aufgetan und das Fanele war hereingehuscht. Hinter den Ofen hatte es sich gesetzt, still wie ein Mäuslein, und sich hinter den Sepp versteckt ...

Jetzt kicherte es heraus und sagte darauf in scherzendem Ernst:

„Ich hab' immer gedacht, ein Pfarrer wär da und hielt eine Predigt auf dem Sonnenwirbel ... Der Hans hat das Reden in der letzten Zeit sich so viel angewöhnt."

Und der Hans dachte: „Zwickst du mich, Mädl? Jetzt, wenn du nicht das Fanele wärst, hören solltest du etwas denselbigen Augenblick! Denkst du, ich weiß nicht, weswegen du jetzt gekommen bist?"

Das Fanele warf dem Zachenhesselhans einen Blick zu, der bat so schön: er möchte um aller Heiligen Willen nur dies eine Mal still sein — still hier in der Stube, sonst: die Leute wüßten ja bald mehr als das Fanele selber!

Der Zachenhesselhans wartete, ob das Fanele am Ende doch etwas zu reden hätte mit dem Harfenweibl. Nicht? Die Kuh hat's bloß heraufgetrieben auf die Halde und ist rasch nur einen Sprung hereingekommen?

„Jetzt — so können wir miteinander heimgehen, Fanele. Magst?" fragte der Zachenhesselhans; sie sollte nicht umsonst den Berg heraufgestiegen sein und nicht vergebens auf seinen Rat warten.

„Ich mag schon!" sagte sie froh.

„So behüt euch Gott zusammen! Und wir reden schon noch einmal über den Klöppelsack, für den Fall, daß ihr den Hans nicht recht verstanden habt. Aber Zeit muß einer haben dazu — so etwas ist eine politische Sache, ihr Leute, und es muß einer dabei zaghaft gehen auf einem Pflaster, das er nicht gewöhnt ist unter den Füßen. Aber — glaubt's nur — viel daneben hat der Hans nicht gehauen."

Das Fanele ging ein wenig rascher, als der Alte — im Frühling haben's die Wässerlein eiliger — und steuerte links über die Halde gegen den Fichtenwald.

Aha, dachte er, das Fanele will sich in dieser Stunde etwas vom Herzen reden! Sie sind heute schon früh aufs Feld, der Hilari und die Resl. So kommt's nicht darauf an, wenn wir uns ein wenig ausruhen vom Gang den Berg herein; es erzählt sich auch besser im Sitzen, als wenn einer immer auf den Steilpfad achten und einen Sprung tun muß — die Gedanken werden dabei so durcheinander geschüttelt.

Wo am Waldrand das Güldenhaarmoos seine Kappen aufgesetzt und einen Teppich aus grünem Sammet gewoben hatte, saß das Fanele hin auf den weichen Grund. Die Sonne langte dort mit einem goldenen Arm zwischen den Fichten hindurch und hatte den Tau abgestrichen.

„Zachenhesselhans, es ist wahrhaftig nicht so wie du denkst — das mit dem Franz."

„Auf was hab ich denn gedacht, Fanele?"

„Ich weiß schon! Du hast so viel spitze Worte geredet heut Morgen. So wollt ich bloß bitten, schau dir doch einmal das Fensterl an, dahinter ich schlaf'! So ein klein winzig Loch ist es, daß kaum die Sonne hineinsehen kann, geschweige denn der Franz hinein steigen."

Oha, dachte der Alte, das ist mir ja gar nicht im Schlaf eingefallen, das mit dem „Hineinsteigen". Aber er war still und schaute immer vor sich hin auf das Moos.

„Kaum mit der Hand könnte der Franz langen durchs kleine Fenster!" beteuerte das Fanele und die Sorge wuchs in seinem Herzen.

Doch der Hans zog die Achseln und sagte forschend:

„Es hat aber eine Leiter unterm Fenster gestanden in jener Nacht. Die Spur in dem Rasen ist gewesen."

Da hingen sich dem Fanele zwei blitzende Perlen an die schwarzen Wimpern. —

„Hans," bat sie, „jetzt — verrat mich nicht! Kein Sterbenswort hat der Franz gesagt, daß er zu mir fensterln kommen wird in jener Nacht und nicht die kleinste Ahnung hab' ich gehabt ... Auf einmal, da war ein Pochen draußen und ein heimlich Rufen, und weil der Mond so schön geschienen hat, hab' ich vom Bett aus gesehen: der Franz ist draußen und will was. Schlimm kann das nicht werden, hab' ich gedacht, und: daß der ganze Franz hereinsteigt, das geht nit an, dazu ist das Fenster viel zu winzig."

„Und wie lang hat denn der Franzl so auf der Leiter gestanden?" fragte der Zachenhesselhans und schaute von der Seite scharf nach dem Fanele.

Ui je, dachte das, der Zachenhesselhans schaut einem bis ins Herz — und es sagte:

„Nach der Uhr hab' ich halt nicht gesehen, Hans."

„Aber zum Busseln ist auch ein ganz kleines Fenster groß genug."

„Wo hast du denn gestanden, daß du's alles hast so genau sehen können, Hans?"

„Frag nicht, Fanele! Zuerst: das Fanele kann liebhaben wen's will! Der Zachenhesselhans hat ihm nix hineinzureden. Und wenn die Mutter Resl wüßt von derselbigen Sach —, nachher — der alte Waldmann säß gewiß nicht hier mit dem Fanele ... Zum andern aber, Fanele: woher der Franz gekommen ist, weißt du, und du weißt auch, was es für ein Ende genommen hat mit seinem Vater und mit seiner Mutter.

Das hitzige Blut, Fanele, das du auch hast — der Franz hat's von der Winterkathl. Aber die Angst vor der Arbeit und das Streifen mit dem Stutzen durch den Wald — das ist das Schlimmere, und das hat er von seinem Vater.

Jetzt, Fanele: du kennst die Männerleut nicht. Wie der Franz einer ist, das sind die Schlimmen! Gewachsen ist er wie eine Tanne im Bergwald, und Augen hat er — eine solche, wie du eine bist, kann sich das Herz daran versengen

Erst geht er, die Fährte suchen, so einer. Und weiß er einmal, wann das Stück Wild, auf das er paßt, wechselt — — dann ist's auch schon aus und verloren.

Fanele, wenn ich dich nit gern hätt', wie ein Vater sein Kind — — Jesses, unsereiner kann sich doch auch noch erinnern darauf und der Zachenhesselhans ist doch zu keiner Zeit einer gewesen, der kaum hätt' bis drei zählen können. Kein Sterbenswort hätt' ich über die Lippen gebracht deinetwegen.

Aber jetzt: ein so großes Ungemach willst du bringen über deine Leut, du, das Einzige, was sie haben? So eine, wie das Fanele, hab' ich gedacht, wie ich dich hab' heranwachsen sehen, so eine brauchten wir akkurat! Ordentlich stolz bin ich auf dich, daß gerade du gewachsen bist im Wald zu dieser Zeit! Und jetzt: mit einem solchen, wie der Franz einer ist, willst auf und davon?"

„Auf und davon? Ja, daran hat ja im Leben niemand gedacht!" wehrte das Fanele weinerlich ab.

Aber der Hans hob warnend den Finger:

„Mit dem Franz sich einlassen, das kann nix anderes heißen, als: mit ihm auf und davon."

„Jesses Maria, so bös wär' das?"

„Gewiß und wahrhaftig. Es ist ein großes Kreuz mit derlei Männerleuten, Mädl! Und daß der nun gerade auf dich kommen muß! Und ich — ich bin mit schuldig daran, weil ich dem Franz hab Einstand gegeben im Zechenhaus. Auf das hätt' einer doch denken können!"

Das Fanele hatte eine Handvoll vorjährige Nadeln vom Moos zusammengestrichen und ließ sie nun wieder durch die Finger rieseln.

„Soll ich den Franz nun etwa von dannen schicken?" hub der Zachenhesselhans von neuem an ... „Ja, wenn ihm einer hinterdrein wär', der mir sagte: wahr und wahrhaftig, ich hab den Pulverrauch verwehen sehen über dem Franz seinem Stutzen! Aber so: was hat denn der Waldmann, der vertrocknete, in diesem Jungen seine Liebe hineinzureden? ... Fanele, laß die Tränen stecken; mußt nicht greinen deswegen. Ich sag keinem ein Sterbenswort davon, auch dem Hilari nicht und der Resl; denn: entweder, du läßt ihn laufen, nachher ist es gut. Oder du läßt ihn nicht laufen, nachher ist das Ungemach da. Aber das Fanele wird meinen: laßt's mich in Ruh'. Wenn er ein schlechter Kerl ist, der Franz, so drückt's mich, mich ganz allein, und wenn das graue Elend über mich kommt, so hab ichs zu tragen, ich ganz allein ... Der Zachenhesselhans kennt das. Und die Reue, die kommt immer erst, wenn das Leid schon da ist. Ich bin kein Ankläger und kein Hetzer — ganz gewiß nicht; aber wenn das Fanele auch auf meinen Rat ein wenig wollt' hören, nachher — das wär mir eine große Freude.

Jetzt muß ich aber schauen, daß ich noch ein paar Tragen Waldstreu zusammenkratze unter dem Stachelschwein und der Höll — b'hüt Gott, Fanele!"

Dem alten Manne klang diesmal das Herz voll hinein in den Gruß, den sie sonst so hinwerfen.

Dann ging er am Zechenhaus vorüber, ging durch die Waldspitze, die aus dem Tal heraufsticht, ging über das borstige Gras.

Drunten am Waldrand sah er den Hans-Tonl, wie er mit dem eisernen Rechen die Nadeln zusammenzog.

„Sei mir nicht bös, Hans-Tonl, 's is ein bißl spät worden. So ist es gar schon um die neun? Potz Käs und Kuhglocken — wie sich einer versäumen kann!"

„Was hat's denn gegeben?" fragte der Hans-Tonl und zog den Rechen immerfort über den Waldgrund.

„I, Hans-Tonl, es geht um den Winterkathlfranz. Ein Sakra, ein höllischer, dem das graue Elend anfliegt, wenn er nicht die Nase kann in Pulverdampf stecken oder wenn er nicht kann auf ein Wilbert spüren. Das nimmt kein gutes End mit dem Burschen! Hans-Tonl, meinst, daß ihn einer hinaustun sollt' aus dem Zechenhaus?"

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Bilder aus der Heimat

Franz Käftel-Schlettau.
(Text hierzu nebenstehend.)

„Käftel-Franz", der Schlettauer Zeitungsbote der „O. Z.".

In Schlettau verschied ein fast 80jähriger, den man am Himmelfahrtstage zum ewigen Schlummer im Mutterschoße seiner von ihm so geliebten Gebirgsheimat bettete: Franz Käftel. Ueberall, über Schlettau hinaus, kannte man ihn. Unentbehrlich war er Jahrzehnte hindurch Hunderten geworden, denn er war es ja, der in der „Muhme" von Haus zu Haus Mittler eines täglichen Gastes der Familien war, der Bringer der „Obererzgebirgischen Zeitung". In goldenen deutschen Tagen hatte Franz Käftel dies Amt von seinem Vorgänger Ferdinand Möbius übernommen. Desselben zu walten war damals ganz erheblich schwerer denn heute. Wir haben es in unserem mit herzlicher Dankbarkeit geschriebenen Nachruf an den lieben Alten geschildert, wie er vor fast 50 Jahren begonnen hatte, den Schlettauern die „Obererzgebirgische" zuzustellen, wie er mit seinem Hundewagen, dem „Zeitungsauto" der damaligen Zeit in der Dunkelheit erst, oft auch in Nachtstunden, über den Berg nach der „Schlate" fuhr bei jedem Wetter, um dann die „Obererzgebirgische", die seinerzeit erst um die Abendzeit gedruckt wurde, den Lesern seiner Heimatstadt zuzustellen. Doch wenn es noch so spät war, Käftel-Franz sorgte dafür, daß die „O. Z." in die Hände der Abonnenten kam, die sehnsüchtig, wie heute so damals, auf ihr Blatt warteten, um aus ihm zu ersehen, wie es in der engeren Heimat und in der weiten Welt draußen stand. Bisweilen wurde Käftel ungemütlich, wenn der Druck sich verspätet hatte, wie es eben manchmal in jedem Betrieb vorkommt. Nun ruht der brave Alte für immer aus, wir aber, die wir ihn überlebten, werden immer wieder gern von ihm sprechen und davon, wie er uns und unseren Lesern so treu gedient hat. Sein beistehendes Bild oben links zeigt uns seine so vertrauten Züge.

Eine Achtzigjährige von Waschleithe.

In Waschleithe i. Erzg. beging in voller Rüstigkeit am 14. 3. 33 Frau Selma verw. Friedrich geb. Groß ihren 80. Geburtstag. Noch heute ist sie in der ganzen Umgegend bekannt, da sie früher mit ihrem Gatten das historisch gelegene Fürstenbrunn 18 Jahre bewirtschaftete. Möge ihr noch ein gesegneter Lebensabend beschieden sein.

Bilder aus dem Nutria-Gehege Oskar Schulze-Königswalde.

Nebenstehend zeigen wir in Bildern Sumpfbiber. Es sind Ufertiere des gemäßigten Südamerika, deren Pelze sehr geschätzt sind. Dieses Nagetier erreicht eine Gesamtlänge bis zu 90 Zentimeter und ist vor allen Dingen sehr sauber. Die Hinterpfoten sind mit Schwimmhäuten versehen Mit diesen Tieren hat die Pelztierzucht auch in Königswalde Einzug gehalten.

Bilder vom Nutria-Gehege in Königswalde. (Text nebensteh. links.)

Der letzte Kriegsveteran 1870 von Waschleithe.

Untenstehendes Bild zeigt den letzten Kriegsveteran 1870/71 von Waschleithe i. Erzgeb.: Ernst Friedrich Groß, geb. 27. 11. 1850. Seit 20 Jahren ist er Witwer und führt trotz des hohen Alters seinen eigenen Haushalt.

(Photo: Paul Mitte-Schlettau.)
Gustav Adolf Eberhardt-Schlettau.

Ernst Friedrich Groß-Waschleithe.

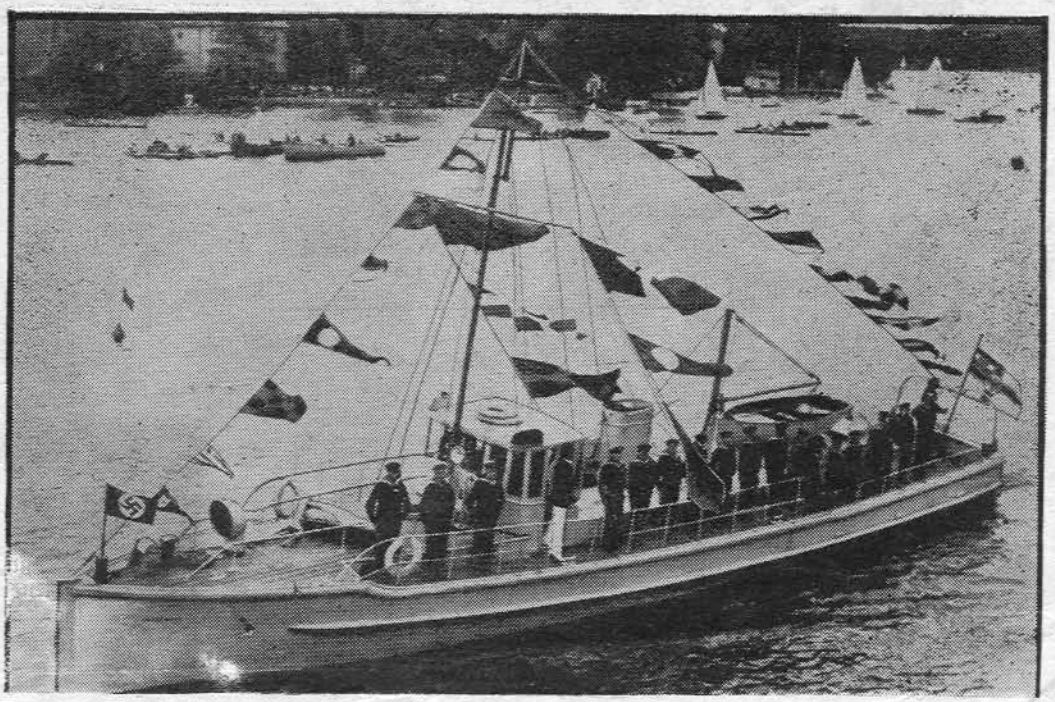
Ein 90jähriger in der „Schlate".

9 Jahrzehnte einer ereignisreichen, bewegten Lebenswanderung hat der älteste Einwohner von Schlettau, Herr Gustav Adolf Eberhardt, hinter sich, der unlängst seinen 90. Geburtstag im Kreis seiner Kinder und Enkel feiern konnte. Zahlreiche Ehrungen und Wünsche von nah und fern zeigten dem lieben Greis, wie er allenthalben geachtet wird. Auf nebenstehendem Bild (links unten) grüßt er uns alle. Ein herzliches Glückauf ihm zu seinem weiteren Lebensabend.

Bilder aus aller Welt

Im Gedenken an den Seesieg beim Skagerrak.

Die Weihe des Skagerrak-Platzes. Am Jahrestag der Seeschlacht am Skagerrak fanden in der Reichshauptstadt große Feiern statt. Im Mittelpunkt stand die Umbenennung des Kemper-Platzes in Skagerrak-Platz. Unsere nebenstehenden Aufnahmen zeigen oben: Konteradmiral Lützow, der Vorsitzende des Bundes deutscher Marinevereine, hält die Festrede. Unten: Blick auf die imposante Feier.



Im Gedenken an den Seesieg beim Skagerrak.

Unser nebenstehendes Bild zeigt das Motorschiff „Skagerrak" des Stahlhelm bei einer Paradefahrt, die die Berliner Wassersportler zur Erinnerung an die Seeschlacht am Skagerrak unternahmen.

„Jetzt, warum fragt denn der Zachenhesselhans da mich? Er ist doch der Herr im Haus."

„Ich mein nur: was du von ihm hältst, vom Sakra?"

„Ein Windhund ist er, der Franz."

12. Kapitel.

Der Sturm stand auf dem Berg und blies die Posaune.

Aber der Hahn klopfte dennoch im Morgengrauen im Zechenhaus an das Fenster über der Stalltür —

„Nein, Freund, drinne bleibst heute! Es bläst ein Sturmwind, und in den Fichten spielt er die Orgel — alle Register hat er gezogen. Es ist schier feierlich, so ein Stürmen" ... Der Hans tat über seinem Zwiegespräch mit dem Hahn seine Morgenarbeit: trug Wasser aus dem Ständer ins Haus und streute den Hühnern Körner hin.

„Ein bißl Sturm wären wir zwar gewöhnt im Waldland. Aber es ist auch nicht bloß deswillen, mein Freund. Der wilde Gesell hat nämlich ein Volk Leute hereingetrieben über den Berg, die suchen sich einen grünen Schirm in den Fichten und sind gerade dabei, ein Feuer anzulegen am Waldrand. Jetzt — wenn da ein Heger kommt, so gibt's einen Lärm. Den ganzen Wald können sie einem zusammenfeuern über den Kopf ... Zigeuner! ... Die kennen wir. Die streuen mit der rechten Hand ein Futter und mit der linken drehen sie dir, derweil du pickst, den Hals um."

Der Wind riß den Bornständer den Strahl vom Mund, schlug ihn zu Tropfen und sprühte ihn über den Trograud auf die Fliesen. Dem Zachenhesselhans riß er die Jacke auf und wollte ihm die Kappe vom Kopfe zerren.

„Darauf warten wir nicht," sagte der, ging ins Haus und schob den Holzriegel von innen vor die Tür. Ein Reisigfeuer hatte er sich angezündet im Kachelofen, und nun legte er gespaltetes Stockholz in den knisternden Brand.

Wie auch das Morgenpfeiflein in Ordnung gebracht war, gab der Zachenhesselhans den Zeisigen das Ihre, paffte den grauen Tabakrauch gegen die Fensterscheiben und schaute ein Weilchen dem dünnen Nebel zu, den der Wind wie gehetztes Wild die Halden hereinjagte.

Dem hatte er schon manchmal zugeschaut, aber die Zigeuner — so bequem hatten die's dem Zachenhesselhans noch nicht gemacht.

Drüben am Waldrand über dem Hau hockten die Kinder im feuchten Gras und zogen die Säcke und Tücher, die sie über den Schultern trugen, fester zusammen. Ein Loch stach ein Mann in den Boden; die kalten Schollen baute er als eine Mauer darum. Und ein anderer schlug mit der Axt Reisig vom fichtenen Kleinholz und machte eine Streu rings um das Loch.

Jetzt — ein dichter Qualm quoll daraus hervor und stieg als gelblichgraue Säule ein Stück in die Luft. Als der Wind sie bemerkte, riß er sie in Fetzen und warf die Stücke in den Wald.

Daraus erkannte der Zachenhesselhans: über die kleine Talmulde am Rande des Haus flog der Wind hinweg; erst unter den Kronen der Fichten war er wieder.

Nun — drei ganze Bäume, übermannshoch hat der Zigeuner abgeschlagen im Wald!

Und der Alte im Zechenhaus war gerade dabei, seinen grollenden Zorn hinauszurufen in die Welt, da besann er sich, schob die Kappe aus der Stirne und legte die Hand um den Mund; denn um seine Lippen spielte ein wunderliches Zucken. Er redete mit sich selber. —

„Zachenhesselhans, vermaulier' dich nicht. Hast du dir zum Stützen des Daches hinterm Haus nicht auch einen Stämmling geschlagen heimlicher Weise?"

Die Reiser nahmen die braunen Gesellen mit zur Streu, breiteten Decken darauf, und die drei Stämme schlugen sie im Dreieck um das Lager in den Grund. Dann hingen sie rote Pferdedecken daran.

So waren die Leute von zwei Seiten gegen den Wind geschützt. „Ein Zelt mit einem Dache wollen sie nicht, sie könnten sonst den schwelenden Brand vom nassen Fichtenholz nicht unter dem luftigen Dach haben," überlegte der stille Beobachter im Zechenhaus.

„Jetzt — da kommt eine!"

Ein fackelrotes Tuch hatte sie um das nachtschwarze Haar geschlungen und im blauen Brusttuch hockte ihr ein braunes Kind.

Sie klinkte draußen an der Tür; und wie der Zachenhesselhans noch gar nicht Zeit gehabt hatte, sich zu überlegen, ob er dem Weib öffnen sollte, so lehnte sie schon die braune Stirn gegen die Scheibe.

„Guten Tag," sagte sie.

„Grüß Gott. Was willst?"

„Erdäpfel hätt' ich gern."

„Davon ist fei selber nicht viel zu spüren im Zechenhaus."

„Ich wollt' sie gern bezahlen," bat die Frau.

„Wo seids denn her, ihr, daß du das Deutsche so gut redest?"

„Vom Niederösterreich."

„Waas? Ich hab gemeint aus Spanien seid ihr oder von Ungarn, wo der Süßwein wächst und wo die Puszta ist?"

„O naa," lachte die Frau.

Hui, hat die einen Haufen Perlen im Munde, dachte der Hans.

(Fortsetzung folgt.)

Pfingsten fern der Heimat

Von C. E.

Wenn das Pfingstfest naht, muß ich immer wieder an die im Felde verlebten Pfingstfeiertage denken. Das erste Pfingsten, das ich als Soldat verlebte, war noch in der Heimat. Wir waren 1915 im August nach Annaberg eingezogen worden. Nach 8 Wochen Ausbildung auf der Stechgutwiese wurden wir nach Breslau als Kriegsbesatzung geschickt. Wir hatten das große Glück, nach dem Dorfe Koberwitz zu liegen zu kommen. Koberwitz ist ein kleines Dorf nach dem Riesengebirge zu, ungefähr 5 Stunden von Breslau an der Bahnlinie Schweidnitz gelegen. Hier auf den Zuckerrübenäckern bekamen wir den letzten Schliff. 14 Tage vor Pfingsten hatten wir, daß von der Kompagnie 30 Mann ins Feld kämen, und zwar zum Küstenschutz nach Ostende. Im Stillen hat sich ja mancher Kamerad gesagt: Wenn du nur dazu kämst. Es würden aber nur ältere Leute mit mehreren Kindern bevorzugt. Noch manche Kantine wurde verzapft, das Richtige erfährt doch niemand. So kam der Pfingstsonnabend heran. Wir Buchholzer hatten für den ersten Feiertag Urlaub nach Zoptin, also ins Gebirge und für den 2. Feiertag nach Breslau eingegeben. Aber erstens kommt es anders und zweitens als man denkt. Am 1. Feiertag vormittag 11 Uhr war Aufstellung auf dem Hofe. Der Kompagnieführer kam auch. Da leuchtete uns ein, daß etwas ganz Außergewöhnliches los war. Nachdem die übliche Dienstausgabe vorbei war, frug der Kompagnieführer: „Wer will freiwillig nach Ostende zum Küstenschutz, der trete vor!" Alles bleibt stehen wie zuvor. „Das habe ich schon erwartet" meinte der Leutnant. Er nahm eine Liste heraus und nun wurden die Glücklichen aufgerufen, die ins Feld kommen sollten. Es waren die ersten, die von der Kompagnie ins Feld kamen. Natürlich war ich mit noch 5 Buchholzer und meinem Freund Enderlein aus Annaberg auch dabei. Wir haben uns aber das Pfingstfest nicht durch diese „gute" Nachricht vergällen lassen, sondern haben unsere Ausflüge gemacht. Vielleicht trug die Aussicht, nie wieder hierher zu kommen, mit dazu bei, daß es bei diesen letzten Pfingstausflügen recht fidel zuging.

Das zweite Pfingsten 1917 sieht uns in Rumänien. Aus dem Küstenschutz in Ostende war natürlich nichts geworden. Das 1916 neuaufgestellte Regiment 416 kam direkt nach Flandern in den Schützengraben. Es gibt aber auch beim Militär und sogar im Kriege noch gute Seelen. Unser Bataillonsführer Major Rotka (früher in Anna-

berg beim Bezirkskommando) ließ unser Bataillon an einem Ruhesonntag mit einem Extrazug nach Blankenberge bringen, damit wir wenigstens die Nordsee einmal sehen und darin baden konnten. Es wäre ja herrlich gewesen, an der Küste längere Zeit die Wache zu halten. Jedenfalls wurden wir nötiger im Schützengraben gebraucht: Flandern, Ypern, Kemmel, Champagne und im Frühjahr 1917 nach Rumänien.

Wir lagen im Schützengraben am toten Arm des Sereth. Wenn man die Stellungen im Westen gegen diese vergleicht, war es der richtige Badeaufenthalt. Ich war hier bei der Baugruppe, wir hatten trotzdem immer schwer zu tun. Der Sandboden machte uns viel unnötige Arbeit. Pfingsten war nahe. Bis zum Fest wollten wir uns eine schöne Gartenlaube bauen. In der freien Zeit wurde feste geschuftet, unsere Laube sollte doch am 1. Feiertag eingeweiht werden. Wenn es eine Laube gewesen wäre, wie hier in den Schrebergärten, da hätte es nicht lange gedauert, aber wir mußten 2 Meter tief in die Erde hinein und oben die ausgeschachtete Erde eben machen. Das Dach bestand aus Aesten, die darüber gelegt wurden. Am Pfingstsonnabend, in der Morgendämmerung, schlich ich mich vor den Schützengraben und holte einen Strauß gelbe Blumen, die ich in einem Ausbläser, das ist eine Granate, die nicht krepiert ist, auf den Tisch stellte. Nun konnte das Fest kommen. Während ich noch alles einmal überblickt und eine Pfeife Tabak dazu rauchte, kommt die Bataillons-Ordonnanz. Ich frage natürlich: „Ist was los?" „Nee", sagt der, „sonst weiter nichts, aber ich glaube, Ihr werdet heute Nacht abgelöst!" Ich danke, so ein Schafkopf, der sagt, das wäre weiter nichts. Wo wir die Riesenarbeit hier geleistet und uns auf die Pfingstfeiertage gefreut haben. Das kann ja schön werden, nichts mehr zu essen und bei der Ablösung, das wußten wir ganz genau, kommt keine Küche vor. Also hieß es hungrig zurückgehen.

Ein Kamerad hatte in seinem Tornister ein Säckchen Roggenmehl, das er einmal nach Hause schicken wollte. Nun haben wir ein Feuer angemacht und uns eine herrliche Suppe gekocht aus diesem Roggenmehl. Ein Kamerad sagte: „Mit diesem Zeug haben wir zu Hause die Tapeten angeklebt".

Nachts 12 Uhr kam die Ablösung. Wir krochen heraus aus unserm Graben und gingen einzeln zurück zum Stellplatz des Bataillons. Nun ging der Marsch los, durch Nacht zum Licht, denn es wurde hell. Wir marschierten immer noch, es wurde 10 Uhr vormittag, wir marschierten immer noch. Die Kameraden, die den ganzen Sonnabend nichts in den Magen gebracht hatten, taten mir zu leid. Uns, die wir die Roggensuppe gegessen hatten, plagte auch der Hunger, aber ein kleiner Grund lag doch noch darin. Endlich gegen Mittag kamen wir in Focsani an. Todmüde kaputte Füße, alles warf sich auf den Fußboden in einer Schule. Das war also der 1. Pfingstfeiertag. Wir hatten es uns ganz anders ausgemalt. Am 2. Feiertag wurden mittags die Tornister auf Lastautos verladen. Das bedeutete, daß wir einen längeren Marsch in Aussicht hatten. ½3 Uhr wurde gestellt und um 3 Uhr sahen wir uns schon in Regimentskolonne auf dem Marsch. Es war 7 Uhr abends. Die Grabenhengste waren den Marsch in den harten Stiefeln nicht gewöhnt. Ich hatte es mir leicht gemacht; die Patronen aus den Taschen hatte ich mit in den Tornister gepackt, war also auf diese Weise eine ganz schöne Last los. Gegen 11 Uhr nachts kamen wir in Odobesti an. Unsere Tornister lagen kompagnieweise auf dem Marktplatz. Ein Kamerad, der ganz schlecht auf den Füßen war, durfte mitfahren und hier bei den Tornistern Wache halten, bis wir kamen. Licht anmachen war streng verboten. Aber wer soll bei so einer ägyptischen Finsternis seinen richtigen Affen finden. In meinem Brotbeutel hatte ich immer ein Stück Licht. Das hat uns gute Dienste geleistet. Nach oben wurde es mit einem Stahlhelm beschattet. Es dauerte auf diese Weise nicht lange, bis alle ihre Sachen hatten. Nach einer zweistündigen Rast ging der Marsch aufs neue los. Diesmal aber mit vollem Gepäck und immer den Berg hinan. Nach einer Stunde war kurze Rast, diese benutzte ich, schnell, um die Patronen wieder aus dem Affen zu nehmen und in die Patronentaschen zurückzustecken. Dadurch, daß das Gegengewicht vorn gefehlt, hatte ich die Stunde viel unter der einseitigen Last zu leiden. Diesen Marsch ins Gebirge habe ich seinerzeit mit dem Rückzug Napoleons aus Moskau verglichen. Trotzdem die Nacht stockfinster war, sahen wir erst ab und zu einzelne Kameraden am Straßenrand hocken, die nicht mehr weiter konnten. Gegen Morgen lagen die kaputen Kameraden gleich zugsweise neben der Straße. Unsere 7. Kompagnie war die einzige, die noch geschlossen am 3. Feiertag am Bestimmungsort ankam. Es war vormittags gegen 10 Uhr. Die Gewehre zusammensetzen und daneben hinfallen, war eins. Die Küchen sollten nachkommen und um 12 Uhr sollte Essen gefaßt werden. Um 11 Uhr wachte ich auf. Ich mußte mich erst besinnen, wo wir waren, die Ueberanstrengung war zu groß gewesen. Dank meiner vorzüglichen Fußlappen hatte ich keine Blasen, war vielleicht am besten auf den Füßen. Der Hunger machte sich auch ganz gewaltig bemerkbar, so beschloß ich, einmal nach der Küche auszuspähen. Unterwegs begegnete ich einem Kameraden von der Masch.-Gewehr-Komp., der trug 6 Kochgeschirre. Wie ich ihn fragte, wo die Küchen stehen, bemerkte ich, daß er gar kein Essen in seinen Feldkesseln hatte, sondern Rotwein. Auf meine Frage, wo der Wein her wäre, erhielt ich die Antwort: Da oben in so einem kleinen Hause habe ich ihn gekauft. Ich lief natürlich Küche Küche sein, ging wieder zur Kompagnie zurück, machte 6 Kochgeschirre von den Tornistern los und suchte das Haus, wo es den Rotwein zu kaufen gab. Das Dorf war von den Einwohnern zum größten Teil verlassen. Die kleinen Häuser standen alle leer.

Ich weiß nicht, ob es mir nur so erging oder war es jedem Kamerad vergönnt, ich hatte eine gute Nase und fand stets, was ich suchte. Bei der Weinausgabe war ein mächtiges Gedränge, jeder wollte zuerst haben. Da sah ich im Nachbarhaus große Bottiche stehen. Ich kletterte mit meinen sechs Feldkesseln über den Zaun, suchte einen Nagel und einen Stein und schlug zwischen zwei Faßtauben ein Loch in den größten Bottich, der im Hofe stand. Ein dünner roter Strahl ergoß sich in meine Kochgeschirre. Ich habe gekostet, es war Rotwein. Schnell den Nagel noch einmal hinein und das Loch etwas vergrößert, um meine sechs Gefäße voll laufen zu lassen. Mittlerweile hatte sich hinter mir schon eine Schlange angestellt, die alle dasselbe Begehren hatten wie ich. Als ich meine Kameraden weckte und Rotwein präsentierte, waren sofort alle munter. Ich brauche wohl nicht weiter zu sagen, daß sich sofort soundsoviele aufmachten und auch Wein holten. Kurzum, nach zwei Stunden war die ganze Kompagnie besoffen.

Vergessen waren alle Strapazen. Selbst das Essenholen haben viele versäumt. Ich habe mir aber mein Kochgeschirr fein ausgewaschen und wieder Essen gehalt. Es gab Reis mit Konservenfleisch. Einen vollen Feldkessel davon hatte ich verdrückt und dann war ich wieder nüchtern. Abends ging es dann in Stellung. Was da alles passiert ist, erzähle ich hier lieber nicht. Jedenfalls war es Pfingsten und das mußte gefeiert werden.

Pfingsten 1918. Durch meine Krankheit bis Dezember 1917 hatte ich von meiner Kompagnie nichts gehört. Ich kam dann zu einer Genesungsabteilung in Rumänien und wurde dort wieder zu einer Etappenkommandantur versetzt, wo ich bis knapp vor Pfingsten blieb. Mein Regiment war nach dem Friedensschluß mit Rumänien über das Schwarze Meer nach der Ukraine verschifft worden. Die Pfingstfeiertage sahen mich wieder auf der Fahrt. Die Sammelstelle aller Regimentsangehörigen war in Braila. Von Braila, dieser herrlichen Großstadt an der Donau, wurden wir in ein Lager in Reni verlegt. Reni liegt auch an der Mündung der Donau und ist wohl der westlichste Zipfel Beßarabiens. Das Lager bestand aus mehreren mit Ziegeln bedeckten langen, schuppenähnlichen Gebäuden, die als Inneneinrichtung vier kahle Wände aufwiesen. Die Fenster waren zum allergrößten Teil zerbrochen. Wind und Wetter hatten ungehinderten Zugang. Der Fußboden war aus festgestampftem Lehm. Darauf konnten wir unsere Decken breiten und schlafen. Es war wenigstens ein Dach über dem Kopfe. Am 1. Pfingstfeiertag vormittag hatte ich meine sieben Sachen einem Kameraden zur Aufsicht übergeben und machte einen kleinen Spaziergang in die Umgebung. Ich hatte mich noch garnicht so weit vom Lager entfernt, ich stand auf einer Anhöhe und hatte einen wunderbaren Ausblick über die hier recht breite Donau. Meine Blicke wurden durch eine Erscheinung gebannt, die ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Jenseits der Donau sah ich einen bis zum Himmel reichenden grauen Strich mit Windseile der Donau zustreben. Es war eine sogenannte Windhose. Herrlich war der Anblick, als dieser Wirbelwind die Donau erreichte und das Wasser viele Meter hoch im Kreise drehte. Ich rechnete blitzschnell aus, welchen Weg diese Windhose nehmen könnte und machte mich eiligst aus der Gefahrenzone. Wer eine Windhose noch nicht gesehen hat, kann sich von der Gewalt dieser Naturerscheinung kein Bild machen. Mit einer Leichtigkeit stieg sie auf zwei unserer Häuser und nahm auf ihrem Weg alles mit in die Luft ob das Dachziegel waren oder Holzstücken, alles mußte mit. Der ungefähr 5 Meter breite Weg dieser Windhose sah schrecklich verwüstet aus. Menschenleben waren nicht zu beklagen, es hatte sich alles rechtzeitig aus dem Staube gemacht. Ich frug darauf Einheimische, ob so eine Windhose etwas Seltenes hier sei. Diese gaben mir aber zu verstehen, daß es sehr oft vorkäme, daß durch so einen Wirbelwind oft ganze Felder verwüstet würden. Am 3. Feiertag traten wir die viertägige Bahnfahrt durch Beßarabien nach der Ukraine an. Wir waren 28 Mann in einem Güterwagen an einem Güterzug angehängt. Den ganzen Tag stand oder saß alles an den Luken, um dieses fremde Land kennen zu lernen. Stundenlang fuhr der Zug durch kahle Steppen. Soweit das Auge reichte, nichts als bergiges, mit ganz dünnem Graswuchs bestandenes Steppenland. Kein Dorf und keine Stadt waren zu sehen, ab und zu erblickten wir eine Rinderherde von vielleicht 1000 und noch mehr Stück. Die beiden Hirten waren beritten und Hunde kreisten fortwährend um die Herde. Das Bild änderte sich, je weiter wir nach der Ukraine kamen. Die Vegetation wurde üppiger, auch der Boden fruchtbarer. Unser Ziel war Nikolajewo am Schwarzen Meer.

Feiertog!

(Nachdruck verboten.)

Nu sei de liebn Feiertog
De lang'rsehnt'n do,
De Weibsen hob'n sich ohgeplogt,
Mr siehts'n werklich oh.

Im Stadtel is ganz an're Luft
Wie an dan sonsting Tog'n,
Dr Broten- und ah Kuchenduft
Verrenkt en bald ne Mog'n.

Un guckt mr in de Zeiting nei,
Kreizbombenelement!
E jeder Gastwirt lädt en ei;
Wenn mr do feder kännt!

Drhem is alles blitzeblank,
's is, weß Gott, e Staat,
Dr Voter of dr Usenbank
Schmaucht d'rob sei Pfeif voll Fraad.

Dr Fritz of Raab is ausgezuhng,
Doch darfs niemand d'rfahr'n,
'r saht —, 'r wollt e Birkel hul'n,
Dos Gald könnt mr d'rspar'n.

De Lies biegelt ihr seidnes Klääd,
Tut siegessicher lachen,
Denn domiet tut die annern Määd
Sie ganz gewieß ausstach'n.

Dr Paul probiert erscht noch emol
De neien Sonntigsschuh,
Un schimpft drbei war wäß wie toll,
Ward glücklich net un fruh;

Denn argerlich, su lang 'r laaft,
Quietschen de neien Schuh,
Weil 'r se hot off Stottern kaaft,
Do lossen se ne ka Ruh.

De Mutter is fix nochmol no
Zun Eckel-Kurt gerannt
Un saht —: „Iech bie gleich wieder do,
Iech brauch noch allerhand".

Zwä Stunden sei nu schie verflossn,
Seit se is fortgeeilt,
Dr Voter hot schie längst verdrossen
De Pfeif beiseit gestellt.

Doch war, wie iech, de Weibsen kennt,
Dos Ausbleib'n ka verstiehe,
Sei se doch in ihrn Element,
Wenn se eikaafen giehe.

Komm' se dann hem —, du Ugelick!
Halbtut un ohgekocht,
Do brummt dr Maa mit schiefen Blick:
„Wieder alles v'rpocht?"

„Olberne Mahrgusch!" spricht se streng,
„Die zwölf Mark langten net";
Dr Kurt, dar saht: „Noch 80 Pfeng",
Dann Milda: „Sei mr quitt!"

„Un kimmst du Maa —, nochmol su grob,
Iech tät de Pfeng verkrachen!
Do kaste ah von dann Tog ob —,
Salberscht de Hausfraa machen!"

Ja —, 's blebt ahm su in Ewigkät
Salbst bei dr klännsten Sach,
Gibt's, wenn's im die paar Pfeng sich dreht,
Ah gleich ne schännsten Krach!

Doch tut's emol drhem eischlog'n,
Loßt Eich net gleich vrdrießen,
Mit Rücksicht of dann Feiertog'n
Tut wieder Frieden schließen;

Denn sei de Feiertog vorbei,
Dann ward's doch wieder haaß'n:
's blebt, wie immer ahm drbei —,
Dr Droosch —, is 's Meeßte gewasen!

Felix Pilz Schlettau.